

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke und die Anfänge der ökumenischen Bewegung.

Beyreuther, Erich

Leipzig, 1957

2. Anton Wilhelm Böhme in London als Organisator einer ökumenischen Arbeitsgemeinschaft

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

So viel hat Francke schon gesehen, daß die beiden ersten Boten Halles von ihrer Schularbeit so völlig in Beschlag genommen worden sind, daß ihnen weder Zeit noch Kraft für weiterreichende Ziele bleibt.

Wird der junge Kandidat der Theologie, der sich Ende 1703 in London befindet, diese Aufgabe übernehmen? Tatsächlich wächst dieser junge Deutsche in der Stille eines armseligen Anfangs, der ihn weit härter als Wigers und Mehder trifft, auf dem schwierigen Boden Englands zu der ökumenischen Persönlichkeit heran, der es gelingt, eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft zwischen den aktiven Kreisen der Kirche von England und Halle auf einer gesunden Grundlage zu entwickeln. Darüber hinaus entfaltet dieser dritte Mann eine ausgedehnte und reich gesegnete Wirksamkeit, die ihn zu einer der interessantesten Erscheinungen in den ersten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in London werden läßt.

2. Anton Wilhelm Böhme in London als Organisator einer ökumenischen Arbeitsgemeinschaft

Daß dem großen Hallenser ausgerechnet in dem jungen stürmischen, körperlich freilich schwächlichen Anton Wilhelm Böhme ein besonderer Freund und Helfer erwachsen würde, konnte er noch nicht ahnen, als er den landverwiesenen Kandidaten der Theologie 1703 nach London sandte.

In London reift der aus der Grafschaft Waldeck gebürtige Theologe zu einer Persönlichkeit, die auf das religiöse Leben der englischen Hauptstadt von 1705 an in steigendem Ausmaß tiefen Einfluß ausübt. Als ein Vater der Armen und Einsamen, als ein unermüdlicher Wohltäter der auswandernden Pfälzer und in seiner brennenden Jesusliebe ein merkwürdiger Vorläufer Zinzendorfs fesselt er viele fromme Engländer. Den schon vorhandenen Funken eines Missionssinnes in England versteht er zur hellen Flamme anzufachen²⁰.

Seine Erscheinung ist einzigartig. Als lutherischer Hofprediger des Prinzgemahls der letzten Königin aus dem Hause Stuart findet er um seiner Lauterkeit willen jederzeit Zutritt zu den Gemächern der Königin Anna. Ihr Vertrauen bleibt ihm uneingeschränkt erhalten. Der neue König Georg I. aus dem Hause Hannover übernimmt ihn nach seiner Thronbesteigung als Hofprediger. Dabei lebt Böhme wie einst der hl. Franziskus von Assisi in selbstgewählter fröhlicher

Armut ein liebenswürdiges Christentum, in dem sich Herzeseinfalt, natürliche Demut, überaus scharfer Verstand und eine gesunde lutherische Theologie in pietistischer Akzentuierung glücklich ergänzen.

Sein bisheriger Lebensweg ist nicht einfach gewesen. Dem fünfjährigen Buben stirbt sein Vater, der ein Pfarramt im kleinen Fürstentum Waldeck innehatte. Anton Wilhelm, das 5. Kind, wird bald zu einem mit der Familie befreundeten Stadtprediger nach Lemgo abgeschoben. Der Zwanzigjährige bezieht 1693 die Universität Halle, die erst im Aufbau begriffen ist. Als begeisterter Schüler Franckes kehrt er nach Waldeck zurück, nachdem er erfolgreich seine Studien beendet hat. Im kleinen Fürstentum ist in den adligen Häusern der Pietismus zum Sieg gelangt. Der junge Hauslehrer findet in den gräflichen Familien eine tatkräftige Unterstützung bei der Verbreitung Franckescher Schriften und beim Druck kleiner Traktate. Ein starker missionarischer Drang ist ihm eigen. Alles läßt sich verheißungsvoll an. Der Fürst von Waldeck verkehrt selbst mit August Hermann Francke.

Und doch wird der junge Böhme jäh aus allen diesen Beziehungen herausgerissen. Der orthodox gesonnene Superintendent verwickelt ihn in einen peinlichen Prozeß über seine Abendmahlsanschauung, der in weiten Kreisen ruchbar und allen Beteiligten recht unangenehm wird. Den wirklichen Verlauf des geistlichen Verfahrens vermögen wir heute nicht mehr sicher zu rekonstruieren. Es ist wohl der Protest gegen eine laxen Praxis in der Abendmahlszulasung, der Böhme in eine gefährliche Polemik geführt hat. Der ihm wohlgesinnte Landesherr spricht nur zögernd die Amtsausweisung aus dem Waldeckschen Kirchendienst aus, gedenkt ihn aber bei passender Gelegenheit in sein Ländlein zurückzurufen. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Böhme folgt im Herbst des Jahres 1703 einem durch Francke vermittelten Ruf nach England, durch die Landesverweisung seltsam frei gemacht aus Verhältnissen, aus denen er sich sonst kaum gelöst hätte²¹.

Bei der Überfahrt von Holland nach der englischen Küste befindet sich der Londoner Geheimrat Ludolf auf dem gleichen Schiff. Der vielbeschäftigte Weltreisende hat aber keinerlei Pläne mit diesem neuen Boten Halles. Die Fahrt nach England bleibt vorerst eine Fahrt in ganz ungewisse Verhältnisse. Den unmittelbaren Anlaß zu Böhmes Aussendung hat eine recht allgemein und unverbindlich gehaltene Anfrage nach einem Lehrer geboten. Noch weniger als bei Wigers und Mehder ist vorher geklärt worden, wer wirklich für Böhme zu sorgen habe.

Francke muß wohl von vornherein weitere Ziele im Auge haben. Er hat kaum im Sinn, Böhme auf die Dauer in eine Schularbeit zu stecken, die ihn wie Wigers und Mehder völlig mit Beschlag belegt. Dazu ist Böhme auch gesundheitlich einfach nicht in der Lage. Francke mit seinem starken Gottvertrauen überläßt es der Führung Gottes, nach welcher Richtung Böhme sich entfalten soll. Seine geheimsten Absichten wird er dem jungen Kandidaten, den er vorher fast ein Jahr als Mitarbeiter in Halle stets um sich gehabt hat, irgendwie schon angedeutet haben.

Nach dem hingabefreudigen Eintreten Böhmes für Franckes Sache im Waldeckschen Fürstentum erwartet dieser nicht mit Unrecht auch in London die gleiche Tatkraft und Beweglichkeit von ihm. Und das um so mehr, als Böhme einen Ruf als Hofprediger nach Koburg eben abgelehnt hat. Die Möglichkeiten, seinen Gesichtskreis zu erweitern, in einem Land zu wirken, das religiöse Duldsamkeit pflegt, in unbekannten Verhältnissen Erfahrungen zu gewinnen, die ihm in den eingefahrenen Gleisen eines Hofpredigerdaseins nicht geboten werden, haben ihn mitbestimmt, den Englandruf anzunehmen.

In einer kleinen deutschen Privatschule, deren Schülerzahl immer unter zehn Kindern geblieben ist, findet Böhme einen ersten Unterschlupf in Englands Großstadt. Die ungenügende Existenzsicherung, die ihm diese mehr als bescheidene Arbeit bieten kann, bereitet ihm keinerlei Sorge. Als ihn Bridges, einer der Schulagenten der SPCK, in die großartige Schularbeit dieser Gesellschaft einfügen und ihm eine zufriedenstellende wirtschaftliche Sicherung bieten will, weicht er aus, mag er dafür auch einen harten Tadel von Wigers und Mehder einstecken.

Böhme genügt es, wenn er trocken Brot zu essen hat! Viel wichtiger ist ihm, daß er durch seine beiden deutschen Brüder einige fromme Glieder aus den Religious Societies kennenlernt. Nun kann er sich im lebendigen Umgang die nötige Sicherheit in der englischen Sprache aneignen. Unermüdlich vertieft er sich in die Welt der weit ausgebreiteten englischen Erbauungsliteratur, deren hervorragender Sachkenner er allmählich wird. Sich immer völliger in die englische Geistesart und Frömmigkeit einzuleben ist ihm ungleich wichtiger als ein gesichertes Einkommen.

Am 7. November ist er in London angekommen. Am 15. schreibt er bereits: „Ich warte nur ab, ob und was der Herr mir in diesem Lande zu wirken anbefehlen wird.“ Daß er dabei nicht an die Schularbeit denkt, ist offensichtlich. Er hat nach vier Jahren seine kleine Unterrichtstätigkeit unbedenklich an einen deutschen Stu-

dentem abgegeben, ohne je nach einer pädagogischen Wirksamkeit unter der Jugend wieder Verlangen zu tragen. Damit fällt er eigentlich aus dem Rahmen des halleschen Pietismus mit seiner ausgesprochenen katechetischen Begeisterung heraus. Man kann schon die Enttäuschung der beiden Lehrer Wigers und Mehder verstehen, die selbst ablösungsreif sind und die ihren Ärger Francke und Ludolf gegenüber unverhohlen aussprechen.

Anton Wilhelm Böhme aber entwickelt sich stetig und mit fast schlafwandlerischer Sicherheit in der Richtung, in der ihm einmal seine großen Erfolge zuwachsen sollen.

Was Böhme, von allen rein persönlichen Gründen abgesehen, nach England getrieben hat, kündigt sich bereits in einem Brief vom 1. September des Jahres 1700 an Francke an, den er noch von Piemont geschrieben hat, ehe er nach England gerufen wird. „Eines Christen Freude besteht darin, daß Christi geistlicher Tempel gebauet wird ... Dieser Tempel ist in allen Protestantischen Kirchen verborgen. Gott gebe eine heilige Harmonie, damit sein Reich wieder wachse, er gebe uns den Geist der Einigkeit in aller Herzen, auff daß durch dessen Liebes Zucht wir alle zu einerley Glauben aufsteigen und dadurch alle Seyten in eine süße *Harmonie* gesetzt werden.“

Hier liegt Böhmes ökumenisches Glaubensbekenntnis vor uns. Die Sehnsucht nach der Harmonie aller, die „mit Gott durch Christus versöhnet und vereinigt sind und sich darum auch unschwer mit denen vereinigen, die aus demselben Geist geboren sind“, schwingt durch alle seine Aussagen.

Spricht sich in dem Verlangen nach der Harmonie aller zum Bruderschaftsgedanken Erweckten mit emotionaler Gewalt die hier ins Biblisch-Christliche umgesetzte Zeitstimmung aus, die Leibniz in säkularer Form ausprägt, so zeigt sie sich bei Böhme auch noch nach einer speziellen Richtung. Der Mann, der in Franckes großer Waisenhausarbeit seine rechte Hand ist, Neubauer, hat Böhme einen Sonderauftrag erteilt. Er soll sich nach „Leuten umsehen, die in Chymia, Chirurgia etwas rechtschaffenes praestiren könnten“. Es sollen aber „nicht bloß studirte sein“, da auch nichtakademische Fachkräfte in „Chymia, Chirurgia, Medizin, Astronomia, Astrologie und Physika in dergleichen Stücken manchmal gute Wissenschaften haben“. Doch erst zwei Jahre später vermag Böhme an Neubauer zu berichten, daß er einen deutschen nichtakademischen Fachmann in „Apotheken- und Medizin-Labor“ ausfindig gemacht habe, und „Francke soll kategorisch schreiben, ob er an ihm Interesse habe“.

Auch hier ist der hallesche Pietismus selbst in seinem kleinen Kan-

didaten Träger einer neuen Zeitstimmung, die Leibniz in auffälliger Gleichzeitigkeit der Bestrebungen schon 1671 in seinem „Bedencken Von Aufrichtung einer Academie oder Societät der Medizin“ fordert. Leibniz proklamiert hier eine Befreiung von den „mit einander zankenden Tyrannen“, unter denen er die Mediziner meint. Denn „solange alte matres und patres familias aus ihren Calendern und Memorialien oder auch gedächtnus ihre domestiquen Hausmittel herfür gesucht und ihr Kind und gesind und Nachbarn damit geholfen, ist die Medicina simplicior sed realior gewesen“.

August Hermann Francke und seine Waisenhaus-Apotheker halten unermüdlich nach der „Schäfermedizin“ Ausschau. Die paracelsischen Gedanken, die Sehnsucht der Alchimisten nach dem Stein der Weisen, die Überzeugung, dabei der Astronomie und Astrologie nicht entraten zu können, wirken noch ungeschwächt, auch bei Francke und seinen Mitarbeitern. Selbst nach der Erfindung der „Essentia dulcis“ im Laboratorium der Waisenhausapotheke, die eine europäische Berühmtheit wird, hält dieses Bemühen ungeschwächt an. Man ist auf der Jagd nach magischen Geheimmitteln und ihrer Rezeptur. Einer der Unermüdlichen ist hier Böhme. Andererseits nimmt er bereits eine ganze Kiste medizinischer Spezialitäten aus der Waisenhausapotheke mit nach England, um sie dort zu vertreiben.

Und doch befinden wir uns an einer Grenzscheide, auf einer Übergangsstufe. Alte magische Überzeugungen werden durch rationale Überlegungen bedrängt und schließlich verdrängt. Auch Francke steht mit einem Fuß bereits außerhalb des magischen Weltbildes. Erlebt doch die medizinische Wissenschaft an der neuen Universität Halle, durch Francke entscheidend bei der Anwendung rationaler Methoden gefördert, einen bedeutsamen Aufschwung. Auf seine Anregung hin wird zuerst am Krankenhaus der Franckeschen Stiftungen der klinische Unterricht der Medizinstudenten eingeführt und damit ein völlig neuer Gedanke verwirklicht. Hervorragende Universitätslehrer wie die Professoren Dr. Hoffmann, Dr. Junkers und Dr. Stahl, die in den medizinischen und chemischen Fachgebieten arbeiten, wirken hier im Sinne Franckes.

Es ist verständlich, daß die in Halle lebhaft begehrten jungen Engländer, die im Englischen Haus innerhalb der Stiftungen ihre Erziehung empfangen, sich nach Erlangung der Hochschulreife auffällig oft dem Medizinstudium zuwenden. Es ist auch nicht von ungefähr, daß einer der tüchtigsten Ärzte Londons, Dr. Slare, zum vertrautesten englischen Freunde Böhmes wird. Doch bahnt sich das alles nur langsam an.

Vorerst wandert Böhme durch ein dunkles Tal. Die kleine Schule wirft zu wenig ab, als daß er auf die Dauer vom Schulgeld sein Leben fristen könnte. Der völlige wirtschaftliche Zusammenbruch seiner bescheidenen Existenz tritt in dem Augenblick ein, als ihm der lutherische Hofprediger Mecke einen lebensnotwendigen wöchentlichen Zuschuß von fünf Schillingen entzieht. Der tüchtige dänische Geistliche hat sich über Böhmes pietistische Predigten in der Savoykirche geärgert. Der asthmaleidende Böhme versinkt im teuren London in die bitterste Armut. Der Dreißigjährige wird scheinbar auf die Seite gestellt. Er schreibt seiner Schwester am 17. August 1704: „Wie ich erst in Engelland kam und es aber nicht so fand, wie es Fleisch und Blut wünscht, dazu unbekannt, fremdbdt, der Sprache unerfahren, wenig christliche und schrecklich viel Eigen- und Geldliebe sah, da habe ich oft gedacht, ob mirs auch an Brot fehlen würde, und doch hat Gott bis auff diese Stunde treulich gesorget. Aber wie ist der alte Mensch so widerspenstig unter dem Leide. Ich bin noch ein sehr kleiner Schüler. Wie wenige sind, vielleicht nicht einer, die ohne Plage, Leiden und Schläge fromm werden und Gutes tun!“

In diesen dunklen Monaten einer vor den Menschen verborgenen inneren Erschütterung und Erprobung wächst er in ein unerschütterliches Gottvertrauen, einen Glaubensmut und eine demütige Herzensfröhlichkeit hinein. Er erfährt darin eine Berufung zu einer franziskanisch anmutenden fröhlichen Armut, der er sein ganzes ferneres Leben hindurch treu bleibt. In seinem Lieblingslied: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld, das er fast täglich singt, wird er nicht müde, die eine Strophe anzustimmen, mit der auf den Lippen er auch stirbt: „Erweitere dich, mein Herzensschrein, du sollst ein Schatzhaus werden der Schätze, die viel größer sein als Himmel, Meer und Erden.“

Die Liebe zu den Armen, Einsamen und Verlassenen ist in diesen Hungerwochen noch stärker als je zuvor geworden. Er hat nie mehr vergessen können, wie Hunger, Einsamkeit und Verlassenheit einen Menschen quälen können. Der spätere Hofprediger hat um sich einen Helferkreis gesammelt, der ihm immer neue Adressen Verlassener, Notleidender und Fremder verschaffen muß. Wer hilflos in der Stadt entdeckt wird, soll ihm gemeldet werden. Jede Woche ist Böhme regelmäßig in die Schuldgefängnisse, in die Irrenhäuser und die Krankenspitäler gegangen und hat geholfen und getröstet angesichts des größten Elendes. Manchen unglücklichen Handwerker, den er um einer oft geringen unbezahlten Schuld willen ohne jede Hoffnung im Schuldgefängnis sitzen sah, hat Böhme losgekauft.

Böhme hat darüber hinaus den Anstoß zur Gründung eines „Krankenpflegevereins auf Gegenseitigkeit“ gegeben (1712), der das ganze Jahrhundert hindurch in großem Segen gearbeitet hat. Hier sind Einzelpersönlichkeiten aus allen Konfessionen, im sozialen und ökumenischen Geist vereint, monatlich zusammengekommen, haben für ihre Kranken gebetet, einen regelmäßigen Besuchsdienst organisiert, Unterstützungen ausgezahlt und religiöse Gemeinschaft gepflegt²². Auch in Deutschland beobachteten wir vielerorts dort, wo pietistischer Einfluß wirksam werden konnte, ein Aufleben oder die Neugründung von Witwen- und Waisenkassen bzw. eine Neubelebung sozialen Versicherungswesens. Die soziale Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts ist dadurch mit vorbereitet worden. Die soziale Aktivität des Erweckungschristentums ist somit das Bindeglied zwischen den auf dem Bruderschaftsgedanken beruhenden mittelalterlichen Korporationen und dem sozialen Wirken der Inneren Mission des 19. Jahrhunderts wie der modernen Sozialgesetzgebung überhaupt. Die Gefahr, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg die Sozialtradition des Mittelalters und der Reformationszeit, soweit sie dem Gedanken des Selbsthilfeprogramms dient, abreißt, ist dadurch, auf Deutschland gesehen, vermieden worden. Hier ist auch Böhmes soziales Wirken in der englischen Großstadt einzuordnen. Soziale, ökumenische und missionarische Zielsetzungen liegen ineinander!

In einer Zeit, in der sich in England die Raffsucht und Geldgier zu einem Nationallaster aufzublähen droht, in den neuen Kolonien sich die Mammonssucht oft schamlos austobt, zieht in London ein arg gescholtener Pietist den Weg fröhlicher Armut. Es gelingt ihm wie selbstverständlich, daß ohne Bettelei viele Engländer die Herzen und Hände öffnen und darreichen, was er für seine Armen benötigt. Die Nachtseite des in England sich bereits vernehmlich ankündigenden Frühkapitalismus hat er, wie wir später sehen, deutlich genug erkannt. Die Entwicklung ist freilich auch über seine warnende Stimme hinweggeschritten. Aber er hat getan, was ein einzelner vermag. Als ihm später die Tür zu den Gemächern der Königin Anna offensteht, empfängt er von ihr viele Geldsummen zur freien Verfügung. Der Prinzgemahl Georg von Dänemark spendet einmal ganz spontan auf Böhmes Bericht von der Sozialarbeit im Halleschen Waisenhaus 5000 Taler für Francke. Damit erhält Francke die höchste Summe, die je auf einmal für die Stiftungen ausgezahlt wird.

Wir sind den Ereignissen vorausgeeilt. Mitten in der Not der Hungerwochen tritt für Böhme eine unerwartete Hilfe ein. Ludolf

kehrt nach London zurück und stößt unvermittelt auf Böhme. Der gesteht ihm, daß ihm wohl nichts anderes übrigbleibe als nach Deutschland zurückzukehren, wenn es ihm nicht gelinge, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Der gute Menschenkenner Ludolf gibt dem Londoner Arzt Dr. Slare, der längst zu den Mitgliedern des SPCK gehört, die mit Francke korrespondieren, einen Wink. Denn daß Böhme England verläßt, will der Geheimrat unbedingt verhindern. Dr. Slare, wie Böhme unverheiratet, erkennt auf den ersten Blick, was nottut²³. Er nimmt den asthmaleidenden Böhme unverzüglich auf eine große Reise durch England mit und reißt ihn für eine gewisse Zeit aus der nebelchwangeren ungesunden Großstadtluft. Denn Dr. Slare visitiert die Charity-Schulen, die im Umkreis von 250 Meilen errichtet worden sind. Ein Laie, wenn er auch ein berühmter Arzt Londons ist, besucht die Schulgemeinden innerhalb der „Priesterkirche“ von England!

Böhme empfängt dabei seine ganz persönliche Aufgabe. Vor der Lehrerschaft, vor den Schülern und vor den unterstützenden Freunden jeder Schule hat er vom Halleschen Waisenhaus und den Glaubenserfahrungen Franckes zu berichten. Böhme verspürt ganz unmittelbar etwas von der aufrüttelnden und glaubenstärkenden Wirkung seiner Berichte über Halle in den Schulgemeinden der Kirche von England.

Nach Abschluß der Visitationsreise nötigt Dr. Slare den Deutschen in sein gastfreies Haus, das mit seinem großzügigen Zuschnitt und seiner zahlreichen Dienerschaft englischen Wohlstand und englische Gastfreundschaft verkörpert. Hier muß Böhme ein Zimmer beziehen. Nun findet er die Ruhe und Besinnlichkeit, die Reiseeindrücke zu verarbeiten, und faßt dabei den Plan, Franckes Zeugnis von der Geschichte des Waisenhauses, die „Segensvollen Fußstapfen“, ins Englische zu übersetzen. Die Vorrede baut er nach seinem eigenen Bekenntnis aus Speners Schriften zusammen.

In der Stille entsteht neben der kleinen Schularbeit, die Böhme geduldig fortführt, eine Übersetzung, bei der ihm ausgerechnet Glieder der philadelphischen Gemeinde wie Mr. Lee und Mr. Roache zur Hand gehen. Die Herausgabe der englischen Übersetzung erregt nach ihrem Erscheinen im Jahre 1706 auf der Insel großes Aufsehen. Franckes Anstalten und ihre Entstehungsgeschichte werden jetzt erst in der breiten Öffentlichkeit Englands bekannt. Damit wird der Boden für eine ökumenische Zusammenarbeit wesentlich aufgelockert. Die Notwendigkeit verschwiegenen Zusammenspiels entfällt.

Den „Segensvollen Fußstapfen“ gibt Böhme den Titel: „Liber

Pietatis Hallensis“. Martin Schmidt hat in einer kleinen Studie darauf aufmerksam gemacht, daß die Wahl dieses Titels Böhmes überragende Kenntnis der englischen Erbauungsliteratur und überhaupt der ganzen kirchengeschichtlichen Situation Englands verrät²⁴. Der Bucherfolg ist augenscheinlich. Die SPCK veranstaltet einen gekürzten Sonderdruck in einer damals erstaunlichen Höhe von 4000 Exemplaren. Josiah Woodward, eine Autorität innerhalb der Religious Societies und ihr Geschichtsschreiber, liefert das Vorwort. Allen korrespondierenden Mitgliedern der Sozietät in England und in den Neuenglandstaaten wird dieses Buch zugestellt. Franckes Name und Werk geht durch viele anglikanische Gemeinden in der weiten Welt. 1707 macht sich noch eine zweite ungekürzte Neuauflage der Pietatis Hallensis nötig.

Es ist Großes erreicht worden. Die religiös interessierten Kreise wissen um das Glaubenswerk. Als unmittelbare Frucht dieser Veröffentlichung reisen fünf Knaben aus London zum Besuch der halleschen Schulanstalten nach Deutschland. Halle wird — und das ist wohl noch wichtiger — zum Wallfahrtsort für viele Christen aus aller Herren Ländern. Franckes späteres Tagebuch legt davon Zeugnis ab. Es bürgert sich bei den Engländern ein, auf einer Deutschlandreise Halle mit aufzusuchen. Im Jahre 1707 macht der Bischof von Bristol den Anfang in der großen Reihe hoher wie schlichter englischer Besucher in den Stiftungen, die nicht mehr abreißt.

Eines Tages gelangt die „Pietatis Hallensis“ auch in die Hände des Erzbischofs von Canterbury, der darüber urteilt, daß „hin und wieder kleine superstitiones (abergläubische Vorstellungen), wie er sie nennet, einliefen, die aber der Sache selbst nicht schaden“. Damit hat sich auch der höchste Geistliche der Kirche von England in der Öffentlichkeit zustimmend geäußert, ganz im Gegensatz zu zahlreichen deutschen Kirchenführern, die wie z. B. der Oberhofprediger Valentin Ernst Löscher an dem Bericht Franckes keinen guten Faden lassen. Persönlichkeiten wie Peter I. von Rußland oder hier der Primas der Kirche von England äußern unverhohlen ihren Respekt vor den Leistungen Franckes. Die deutsche kirchliche Öffentlichkeit befiehlt oder verschweigt sie weithin! Böhme regt sogar in Halle die Errichtung eines „Seminarium Anglicanum“ an. Damit ist der erste Gedanke zur Begründung des „Englischen Tisches“ in Halle ausgesprochen worden, dessen Entstehungsgeschichte bisher ungeklärt gewesen ist. Böhme stiftet ihn und sorgt dafür, daß der Betrag von 60 Pfund zur Erstattung der jährlich auflaufenden Unkosten in Neubauers Hände gelangt. Zwölf

deutsche Studenten empfangen auf diese Weise einen freien Mittags- und Abendtisch im Waisenhaus. Dafür übernehmen sie die Verpflichtung, täglich zwei Stunden auf die Erlernung der englischen Sprache zu verwenden, um bei größerer Fertigkeit Übersetzungsarbeiten zu übernehmen. Soweit die Übersetzungen englischer Schriften nicht im Druck erscheinen, sollen die Manuskripte in der Bibliothek der Stiftungen zur öffentlichen Benutzung für die Studenten ausliegen²⁵.

Durch diese umsichtige Vorsorge hat Francke jederzeit geeignete Hofmeister für die ihm zur Erziehung übergebenen Engländer zur Hand und kommt bei den zahlreichen Anfragen nach deutschen Hauslehrern mit englischen Sprachkenntnissen für die Familien englischer Gesandter in europäischen Hauptstädten nicht in Verlegenheit.

Innerhalb der Stiftungen wird ein „Englisches Haus“ gebaut. Und es verfehlt seinen Eindruck auf Friedrich Wilhelm I. nicht, als er bei der Besichtigung der Anstalt die Schar junger Engländer in schmuckem Anzug vor ihrem Hause zu seiner Begrüßung antreten findet. Die Kosten für den „Englischen Tisch“ hat vom zweiten Jahr seines Bestehens an die Königin Anna von England unter der Bedingung getragen, daß ihr Name unerwähnt bleibe. Als 1714 die Königin stirbt und Georg von Hannover den englischen Thron besteigt, bemühen sich sofort einflußreiche Persönlichkeiten in dessen nächster Umgebung um die Weitergewährung der Beihilfe. Man durchsucht die hinterlassenen Papiere der Königin Anna, ohne Belege zu finden. Erleichtert lehnt Georg I. von England, der dem Gelde zu gut und auf kleinliche Weise darauf bedacht ist, die ihm zustehenden Einnahmen festzuhalten, daraufhin eine Fortsetzung der Schenkung ab. Zwar besitzt er ein natürliches Wohlwollen und wünscht der ganzen Menschheit Ruhe, will aber selbst vor allem in Geldforderungen geschont sein. Der „Englische Tisch“ ist später in Wegfall gekommen. Er hat jedoch seinen guten Dienst bei der Verbreiterung und Vertiefung der ökumenischen Arbeit mit England geleistet und ist in den Zeiten erster Schritte von Segen gewesen²⁶.

Damit sind wir wieder den Ereignissen vorausgeeilt. Anton Wilhelm Böhme, der seit Beginn des Jahres 1705 die Gastfreundschaft Dr. Slares in Greenwich genießt, wird Mitte des Jahres durch eine Einladung überrascht. Er soll in der Königlichen Hofkapelle St. James vor dem Prinzgemahl der Königin Anna, vor Georg von Dänemark, predigen.

Diese Berufung stellt die Unionspläne, die damals noch zwischen

London und Berlin, freilich ohne letzten Ernst, verhandelt werden, in eine interessante Beleuchtung. Seit Anfang des Jahrhunderts befinden sich im St. James-Palast in London je eine französisch-reformierte, eine holländisch-reformierte und eine dänisch-lutherische Hofkapelle. Die Hofprediger dieser Kapellengemeinden unterstehen der Dienstaufsicht des anglikanischen Bischofs von London, dem übrigens auch die kirchliche Versorgung der Anglikaner außerhalb des Inselreiches selbst obliegt. Die verschiedenen Gottesdienste sind überraschenderweise in ihrem liturgischen Teil aufeinander abgestimmt worden. Die wahlweise Verwendung von Abschnitten aus dem Common Prayer Book ist für sie alle bindende Vorschrift. Den umfangreichen liturgischen Dienst versehen dafür angestellte Lektoren. Damit entfallen die Gewissensbedenken für die konfessionsverschiedenen Hofprediger. Ihre eigentliche Leistung beschränkt sich auf die Predigt, Sakramentsverwaltung und Seelsorge, die sie ungehindert und ungeschmälert nach dem Geist ihrer Konfession gestalten können. Eine typisch englische Lösung, die dem Geltungsanspruch der Staatskirche in der Öffentlichkeit entgegenkommt und doch die Gewissen nicht verletzen soll.

Im Jahr 1705 legt der dänische Hofprediger D. Mecke, der sich schon zwei Jahre mit Rücktrittsabsichten trägt, sein lutherisches Predigeramt bei Georg von Dänemark nieder²⁷.

Eine schwere Verstimmung zwischen ihm und dem Prinzen bietet den unmittelbaren Anlaß. Der Hofprediger hat es gewagt, den Prinzen in Kirchenzucht zu nehmen und ihn nicht zur lutherischen Abendmahlsfeier zuzulassen. Der Prinz hat zweimal mit der Königin zusammen in der anglikanischen Kirche das hl. Abendmahl genommen, obwohl er sich sonst zum lutherischen Hofgottesdienst und zur lutherischen Abendmahlsfeier hält. D. Mecke verlangt nunmehr eine bindende Zusage, daß der Prinz nur noch in der lutherischen Kirche zum Abendmahl gehe. Dazu ist Georg von Dänemark aus begreiflichen Gründen nicht bereit, und der Hofprediger zieht die Konsequenzen.

Die Vorverhandlungen über die Berufung eines neuen Hofpredigers übergibt Georg seinem Hausminister von Plessen, der sich an Ludolf wendet. Auf dessen Empfehlung wird Böhme nach zwei Probepredigten vor dem Prinzen zum ersten lutherischen Hofprediger berufen. Ausdrücklich verzichtet der jetzt zweiunddreißigjährige deutsche Theologe auf die Übernahme der Sakramentsverwaltung. Denn der Prinz hat ihm durch Mittelsleute erklären lassen, daß „er wohl bei der lutherischen Kirche bleiben, aber weiterhin auch mit der Königin an den Abendmahlsfeiern in der

anglikanischen Kirche wie dann auch allein in der lutherischen Kirche teilnehmen wolle“. Für die Sakramentsverwaltung wird eine zweite lutherische Hofpredigerstelle geschaffen und jeweils durch einen lutherischen Stadtprediger aus einer der deutschen Kirchgemeinden in London in nebenamtlicher Funktion besetzt. Es muß dem Prinzen wohl viel daran gelegen haben, gerade Anton Wilhelm Böhme zu gewinnen.

Dieser Lösung sind mancherlei Rückfragen in Halle, die selbst Ludolf wünscht, vorausgegangen. Mit aller Entschiedenheit wehrt sich Böhme dagegen, in einen Schwebezustand zwischen der lutherischen und der anglikanischen Kirche hineinmanövriert zu werden. Bezeichnend ist auch, wie konsequent eine eindeutige ökumenische Linie festgehalten wird. Gewiß ist es für Halle nicht ganz leicht gewesen, sich hier so auszusprechen, daß keine Türen zugeworfen werden. Selbst die theologische Fakultät der Universität Halle ist offiziell um ein Gutachten angegangen worden. Man weiß, daß man im Glashaus sitzt, und die angestellten Überlegungen sind sehr gründlich. Franckes Antwort an Böhme ist nicht erhalten geblieben. Sie läßt sich aber aus den unmittelbar folgenden Ereignissen ablesen. Böhme tritt sein erstes geistliches Amt, das Hofpredigeramt, an, ohne ordiniert zu werden. Damit ist er kirchenrechtlich verpflichtet, sich der Ausspendung der Sakramente zu enthalten und sich in seinem Amt als lutherischer Hofprediger rein auf Predigtendienst und Seelsorge zu beschränken. Mag diese Lösung auch kaum als eine genuin lutherische anzusprechen sein, einem konfessionellen Synkretismus hat sie nicht das Wort sprechen wollen. Böhme ist sich immer seiner exponierten Stellung bewußt geblieben. Diese Berufungsgeschichte ist auf dem Kontinent recht aufmerksam beobachtet worden. Einen interessanten Niederschlag findet sie in dem Briefwechsel zwischen Leibniz und dem reformierten Hofprediger Jablonsky in Berlin²⁸. Beiden Männern liegt nach wie vor eine Union der protestantischen Kirchen durch die Einführung der anglikanischen Gottesdienstordnung als des ersten Schrittes zu einer Gesamtunion am Herzen, die dann auch die katholische Kirche einschließen soll. Dabei wollen sie durchaus gute Protestanten bleiben. Sie erhoffen durch den protestantischen Sauer-teig eine evangeliumsgemäße Umwandlung des Katholizismus.

In der grundsätzlichen Entscheidung des Prinzen Georg zu einer doppelten Abendmahlspraxis erblickt Leibniz die öffentliche Zustimmung eines hochgestellten Lutheraners zu der Tatsache, „daß er im Grunde eine Religion mit der Englischen Kirche habe“. Jablonsky pflichtet dem bei. Hier öffne sich ein Weg, „die zartesten

Gewissen zu vergnügen und einen solchen grund zu legen, darauff hernach eine völlige vereinigung des Corporis Evangelii in Teutschland gebauet werden könnte“.

Die beiden grundsätzlich verschiedenen Wege zur ökumenischen Gemeinschaft, wie sie Halle und Berlin in der gleichen Zeitspanne verfolgen, sind aufschlußreich für die Stärke eines neuen Zeitgefühles, das sich hier ausspricht. Die Antwort, welche Wurzel die gesündere ist, aus der der Baum der Ökumene dann auch gewachsen ist, hat die kirchengeschichtliche Entwicklung gezeigt.

Nur in einem unlöslichen Ineinander einer sozialen, missionarischen und ökumenischen Aktivität liegen zukunftssträchtige Kräfte.

Es ist hier wirklich um grundsätzliche Klarheit mit letztem Ernst gerungen worden. In weitgreifenden kirchen- und dogmengeschichtlichen Studien holt sich Böhme sein Material zusammen, um den Berliner Unionsplänen sachlich gegenüberzutreten zu können. In einem „Sendschreiben an einen Freund in Deutschland“ (1717), den er nicht nennt, hinter dem sich aber August Hermann Francke verbirgt, liegt dieses Ergebnis zuletzt auch öffentlich vor²⁹.

Böhme sieht schärfer als Jablonsky, wenn er darauf hinweist: „Bey etlichen heißt es: Es sey fast gar keine Differentz zwischen den Lehren der Lutheraner und den Lehren der Kirche von England. Andere machen im Gegentheile die differentz so groß, daß nicht die geringste Hoffnung zu einiger Union übrig gelassen. Ich begehre aber doch deswegen diejenigen, die von Calvins Systemate abweichen, nicht flugs lutherisch zu nennen. So folget auch nicht, daß, da sie in gemeinen Sätzen die Reformirten (z. b. bei der Prädestination) in Hauptsache verlassen, sie deswegen der heutigen Lutheraner Bekenntnis in allen Folgen und Neben-Meynungen gut heißen müßten.“

Der lutherische Hofprediger erinnert daran, daß die Kircheneinheit in England im 17. Jahrhundert nicht über dogmatischen Fragen, sondern primär über Fragen nach der rechten Kirchenverfassung zerbrochen ist, entscheidende theologische Aussagen aber in der Schwebe geblieben sind, wie es bei der deutschen Theologie nicht möglich ist. „Ich meine ja, daß ein paar hundert Jahre uns endlich überzeugen sollten, daß dergleichen Vereinigungsprojekte, durch die man einen Haufen unbekehrter Menschen zu einer oder derselben Konfession und Kirchenform bringen will, wenig Segen haben. Insgemein zerfallen sie bald, und der Riß wird ärger. Mit einem Worte: Die Menschen sollten erstlich von Herzen fromm werden, so würde die Einigkeit im Geiste bald folgen.“ Alles andere dünkt ihm Schwärmerei.

Diese Worte im Munde eines Mannes, der um der Ökumene willen gedarbt und buchstäblich gehungert hat, der in den englischen religiösen Kreisen hoch geachtet ist, der in der Liebe die Glieder aller Kirchen miteinander verbinden will, wiegen schwer! Dem Phantom einer durch äußerliche Maßnahmen herbeigeführten Union nachhängen heißt nach seinem Urteil, unnütz Kräfte an der falschen Front verzetteln. Von da aus ist die mit emotionaler Gewalt hervorbrechende Absage des lutherischen Pietismus an alle Unionspläne zu verstehen. Jeder Unionsversuch abseits einer Lehrereinheit, der sich darum an der Wahrheitsfrage vergeht, führt die volkskirchlich gebundenen Volksmassen nicht einen Schritt näher an Gott heran, schafft aber in ihrem Gewissen vergewaltigte Minderheiten und belastet dadurch das evangelistische und soziale Wollen der Kirche mit Zwiespältigkeiten.

Dabei bewährt sich Halle als eine großartige Pflanzstätte wahrhaft ökumenischer Gedanken und Haltung bei sorgsamer Meidung alles dessen, was nach Verwischung konfessioneller Grenzen aussieht in einer Zeit, in der man schon gegen konfessionelle Unterschiede recht gleichgültig wird. Der hallesche Pietismus hat jedenfalls eine Atmosphäre geschaffen, in der alle atmen können, ohne selbst das eigene lutherische Bekenntnis zu verlieren. Diese Haltung ist die Frucht einer glücklichen Verbindung der besten Gedanken der Reformorthodoxie mit dem Frömmigkeitsethos eines verkirchlichten Pietismus. Es ist eine lange geistige Brücke von Gustav Adolf von Schweden über den Gothaer Kreis mit Ernst dem Frommen, mit dem lutherischen Staatsmann Veit Ludwig von Seckendorff, der seine ökumenischen Gedanken ausgerechnet in seinem glänzenden Quellenwerk über die lutherische Reformation niedergelegt hat, über Justinian von Weltz und Gottfried Arnold, der in seinem letzten Lebensjahrzehnt so innig und entschieden über den Herzpunkt lutherischer Theologie zu schreiben versteht, hin zu den Arndtschülern Spener und Francke und zu dessen Schüler in London³⁰!

So liefert der lutherische Pietismus hallescher Prägung, das Vermächtnis der sozialen, missionarischen und ökumenischen Gedanken des 17. Jahrhunderts aufnehmend, den Beweis, daß er bei aller Wahrung des eigenen Bekenntnisstandes ohne schwächliche Konzession eine gesunde ökumenische Praxis vorzubereiten versteht. Der lutherische Hofprediger Anton Wilhelm Böhme vollzieht den ersten entscheidenden Schritt zu einer ökumenischen Praxis durch die Herstellung einer ökumenischen Arbeitsgemeinschaft mit der Kirche von England, in der alle fruchtbaren Elemente, die sozialen,

die missionarischen und die ökumenischen, zusammenfließen. Schon rein äußerlich wird Böhme für diese Aufgabe freigemacht. Am 16. November 1708 stirbt Georg von Dänemark. Nur drei Jahre hat ihm Böhme dienen können. Überraschenderweise beläßt die Königin, die ihrem guten Georg ehrlich nachtrauert, Böhme in seinem Amt an der kleinen lutherischen Hofgemeinde, die sie nicht, wie befürchtet, auf eine der bestehenden lutherischen Gemeinden der Stadt umschreiben läßt. Böhme gewinnt viel freie Zeit!

Den eigentlichen Anstoß zu einer ökumenischen Arbeitsgemeinschaft liefert ein anderer Deutscher. Deutschland hat nämlich eine Sensation zu verzeichnen. Bartholomäus Ziegenbalg, der erste evangelische Missionar, der im Auftrage des dänischen Königs im Jahre 1706 indisches Festland betritt, hat seine ersten Missionsberichte in Deutschland zum Druck geben lassen. In schneller Folge erscheinen von diesen „Merkwürdigen Nachrichten“, wie die ersten Missionsberichte genannt werden, bereits im Erscheinungsjahr 1708 zwei weitere Auflagen. Selbst in England wird man auf diese gedruckten Briefe aufmerksam³¹.

Aus dem vorliegenden Briefwechsel zwischen Böhme und Franckes Vertrauensmann Neubauer in Halle läßt sich nicht mehr feststellen, ob der Hofprediger von sich aus die ersten entscheidenden Schritte unternommen hat, die Missionsberichte Ziegenbalgs in einer englischen Übersetzung auf den britischen Büchermarkt zu bringen, oder ob er hier einer Anregung aus Halle folgt. Auffällig ist, daß Böhme sich nicht mit den gedruckten „Merkwürdigen Nachrichten“ als Vorlage begnügt, sondern sich das Bündel der Originalbriefe Ziegenbalgs — vermutlich aus Berlin von dem Herausgeber Joachim Lange — selbst verschafft, das auch einen ungedruckten 10. Brief enthält. Auch läßt das gedankenreiche, den Missionswillen Böhmes deutlich herausarbeitende Vorwort erkennen, wie intensiv sich Böhme mit der Missionsaufgabe überhaupt und dann mit dem kaum begonnenen Missionswerk in Indien selbst auseinander-gesetzt hat.

Schildern doch die ersten acht Ziegenbalg-Briefe, fesselnd geschrieben, geschickt die Spannung erhöhend, sparsam im Gebrauch frommer Floskeln und ohne jede Langatmigkeit und Umständlichkeit die Überfahrt und die ersten Eindrücke in Indien. Sie enthüllen schonungslos die Schwierigkeiten, die sich dem Beginn der Arbeit durch das zuchtlose Leben der Kolonialweißen entgegenstellen. Der schreiende Kontrast zwischen ihrer äußerlichen Kirchlichkeit und ihrer tatsächlichen Lebenshaltung wird in unerhörter Kühnheit geißelt. Die anfängliche Achtung, die jedem Inder

durch die Angehörigen seines eigenen Volkes widerfährt, wenn er sich zur Taufe meldet, wird in klaren Strichen gezeichnet. Offen spricht Ziegenbalg aus, daß dem Inder die sinnfrohe Art indischen Götterglaubens anheimelnder, liebenswürdiger und anziehender erscheint als der Gewissensernst der christlichen Religion. Schritt für Schritt werden falsche Vorstellungen der Europäer zerstört. Der Leser der Missionsbriefe wird in atemloser Spannung gehalten. Er durchlebt mit den Missionaren alle Nöte. Die Sprachschwierigkeiten sind durch Schriftproben, die der Stempelschneider mit viel Sorgfalt nachgebildet hat, anschaulich gemacht. Die völlige Fremdheit der indischen Verhältnisse, der Sitten und Unsitten weht ihn an. Kein falsch angebrachtes europäisches Überlegenheitsgefühl macht sich störend geltend. Vielmehr zeigt sich ungescheut eine ehrliche Achtung vor der uralten indischen Kultur.

Wohl liegt viel Dunkelheit über Indien, wenn Ziegenbalg an die grenzenlose Armut des Durchschnittsinders denkt. Der sagenhafte Reichtum Indiens, von dem die europäischen Reiseberichte schwärmen, kommt nur einer kleinen Schicht zugute. Und doch leuchten über dieser dunklen Landschaft voller Armut der Massen und harter Kastengrenzen die Sterne der Hoffnung. Durch die Ankunft der beiden Missionare Ziegenbalg und seines Kameraden Plütschau ist eine starke Bewegung unter den Indern entstanden. Schon im Landungsboot, das die beiden Sendboten ans Land bringt, bietet sich ein junger begabter Inder als Gehilfe an. In den abgedruckten Gesprächsproben werden die tiefsten Fragen angerührt, die jeder europäische Leser unwillkürlich mitdenken muß. Pläne werden entfaltet. Die ganze Bildungsbegeisterung der Zeit leitet auch die Missionare. In einer tamulischen Schule sollen lernbegeisterte indische Schüler zu christlichen Sendboten für ihr eigenes Volk ausgebildet werden. Ziegenbalg hat große Freude an der indischen Jugend und erhofft von ihr Großes. Und sollte es undenkbar sein, daß andere evangelische Fürsten dem dänischen König nachfolgen und ebenfalls Männer zur Verstärkung der Missionsarbeit nach Indien senden? Millionen warten auf das Evangelium. Das ist der Inhalt der ersten sieben Briefe.

Die beiden Briefe aus dem Jahre 1707, die in Berlin und in Frankfurt in mehreren Auflagen erscheinen, bringen erste Erfolgsmeldungen. Dem Pianissimo folgt das Fortissimo. Die ersten Morgenstrahlen fallen auf das dunkle Land Indien. Dem überraschten Leser werden die ersten 37 getauften Inder vorgestellt. Über 50 stehen im Taufunterricht. Das erste evangelische Kirchlein für eine indische Gemeinde ist errichtet worden. Sensationell wirkt die Nachricht,

daß die beiden ersten Missionare auf eine Rückkehr nach Europa verzichten. Sie fordern neue Kräfte an. Hunderte von Indern umringen täglich Ziegenbalg, wenn er das Missionshaus verläßt. Sie verehren ihn, spricht er doch ihre Sprache.

Für das südindische Volk soll in Trankebar eine Missionshochschule errichtet werden. Die europäischen Wissenschaften, vor allem Mathematik, für die die Inder eine ausgesprochene Begabung und Vorliebe zeigen, sind als Lehrfächer vorgesehen. Damit ist zugleich an eine Einführung in die Welt des christlichen Glaubens gedacht.

Dazu werden Bücher und vor allem tüchtige Lehrkräfte aus Europa angefordert. So tritt uns auch hier überraschend der von Leibniz propagierte Gedanke einer *propagatio fidei per scientias* entgegen!

Diese Fülle von Plänen, diese ganze den Barockmenschen bezaubernde weite Sicht, in die Bartholomäus Ziegenbalg seine bescheidenen Anfangserfolge in Trankebar einfügt, diese ganze missionarische und auch soziale Aktivität, die sich in seinen Bildungsgedanken für Indien kundtun, sind dazu angetan, Begeisterung und Bewunderung zu wecken. Ein junger genialer Missionar, der eine unermüdliche Treue im Kleinen mit dem Zug ins Weite und Grenzenlose verbindet, muß einfach den europäischen Leser, der solche Berichte noch nicht zu Gesicht bekommen hat, fesseln.

Es sind tatsächlich so schnell nicht wieder Missionsberichte geschrieben worden, die über Deutschland hinaus gleichsam ein europäisches Echo wecken, daß sich selbst die katholische Kirche veranlaßt fühlt, für ihre nun scheinbar „bedrohte Mission“ in Südindien vermehrte Kräfte einzusetzen, in einem Land, in dem sie schon über hundert Jahre arbeitet!

Auch Böhme ist von diesen Berichten so begeistert, daß er in kühnem Entschluß eigene Wege geht. Er nimmt auch den 10. Brief Ziegenbalgs in seine englische Übersetzung hinein, der in der deutschen Ausgabe unter den Tisch gefallen ist. Der deutsche Herausgeber Joachim Lange, dieser sonst recht derbe und herzhaftes Theologe und Schulmann, hat ihn den deutschen Lesern vorenthalten, weil er ein ausgesprochener „Bettelbrief“ sei, was die Pietisten ablehnen.

Böhme kennt den nüchternen Engländer. Ist es doch ausgerechnet dann dieser zehnte Brief, der in der englischen Ausgabe einen Öffentlichkeitserfolg erringt. Ist er nicht wie für englische Leser geschrieben? Hier ruft der Briefschreiber nicht die evangelischen Fürsten auf, beim Missionswerk zu helfen, sondern die christlichen

Laien aller protestantischen Nationen. Sie sollen ihm durch Geldgaben helfen, daß die Inder, die Christen werden möchten, den anfänglichen Boykott des Heidentums wirtschaftlich durchhalten können. „Die Wahrheit ist, daß, wie die ersten Christen (primitive Christians) ihre Freunde verloren, als sie sich zu dieser Religion bekannten, es den Malabaren geht, wenn sie sich zum Christentum bekehren. Sie werden nicht nur von ihrem Besitztum verjagt, sondern auch von ihren alten Bekannten gänzlich ausgeschlossen, so daß sie keine Gunst von irgendeinem Malabaren erwarten können.“

Das Stichwort „primitive Christians“ elektrisiert jeden mit Bewußtsein in seiner Kirche lebenden Anglikaner. Denn in der zähen Gegenwehr gegenüber den Rekatholisierungsbestrebungen der letzten männlichen Stuarts auf dem englischen Thron hat die Kirche von England das in ihr schlummernde Wissen einer unlöslichen Einheit mit der alten noch romfreien Kirche der ersten drei Jahrhunderte (primitive Church), das sich nicht zuletzt in der Ordnung der apostolischen Sukzession symbolisiert, stark entwickelt.

Aber dann fordert Ziegenbalg in dem „unterschlagenen“ Brief die Gründung von Charity-Schulen für Indien. Um einen Anfang zu bekommen, möchte Ziegenbalg indische Kinder *kaufen*, deren Eltern willens sind, sich von ihnen zu trennen. „Manchmal zwingt sie die Notwendigkeit dazu, manchmal irgendein anderer Grund, den Gott allein kennt ...“

Für deutsche Ohren mußte der Kinderkauf greulich klingen. Die Engländer mit ihrer Kolonialerfahrung wissen um den Unterschied zwischen dem gewissenlosen Kinderhandel der „Kidnappers“ und der Übernahme der sonst der Verwahrlosung anheimfallenden Kinder in Charity-Schulen. Damit ist ein zweiter Ton angeschlagen, der auf die Männer der beiden großen englischen Sozietäten ganz unmittelbar wirken muß. Kämpfen sie doch selbst in England und Amerika um die christliche Erziehung verwahrloster Kinder!

Auch der dritte Punkt, auf den der deutsche Missionar zu sprechen kommt, weckt sofort Interesse. Fordert er doch eine Schriftenmission in Indien und sei es mit den einfachsten Hilfsmitteln. Denn seine Bescheidenheit denkt noch nicht an eine vollständige Druckerei auf indischem Boden. Sollten sich für diesen Programmpunkt nicht die Mitglieder der großen SPCK interessieren, die um diese Zeit bereits eine erfolgreiche Schriftenmission aufgezogen haben, die sich auf dem Kontinent bis tief in die Schweiz hinein erstreckt?

Sehr kräftig klingt auch der ökumenische Gedanke auf in dem

„Bettelbrief“, der Wunsch nach einer ökumenischen Arbeitsgemeinschaft aller protestantischen Kirchen zur Missionierung der Welt. „Wir können nicht umhin, unsere Mitchristen inständig zu bitten, uns durch ihre Barmherzigkeit in einer so drückenden Not zu unterstützen. Mögen sie doch dem Beispiel der Apostel folgen, die in ähnlichen Verhältnissen sich die Sorge um die Armen in den verschiedenen Gemeinden (several Churches) zu Herzen nahmen...“

Ziegenbalg ist der getreue Sendbote einer sozialen, missionarischen und ökumenischen Aktivität in einer sozial und religiös bedrohten Zeit. Angesichts eines Kolonialimperialismus, der in dieser Epoche den Reichtum der Welt nach Europa zu lenken beginnt, wird ein anderer, ein ganz selbstloser Dienst an der Völkerwelt proklamiert. Ohne jede gereizte Polemik setzt hier die Gegenbewegung einer schöpferischen Minderheit innerhalb eines weithin sich verbürgerlichenden Protestantismus ein, zeigt ein Erweckungschristentum, obwohl es selbst innerhalb des Bürgertums aufsteigt, bei allen oft wunderlichen Einseitigkeiten, die christlichen Aufgaben für die Zukunft.

Dabei erfüllt dieses Erweckungschristentum ein hoher Enthusiasmus. Es hat keineswegs den Eindruck, einer unlöslichen Aufgabe gegenüberzustehen. Eine Angriffsfreudigkeit und Siegesgewißheit brechen auf, die wir in der absterbenden Orthodoxie des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf die wenigen Kräfte der Reformorthodoxie gänzlich vermissen. Eine völlig andere, glaubensfreudigere und überzeugendere Darstellung vom Gang des Christentums und der Fülle seiner weltweiten Aufgaben zeigt sich, mögen sie auch manchmal nur dunkel geahnt und in letzter Klarheit noch nicht ausgesprochen sein. Gewiß verleiht die aufkommende Fortschrittsstimmung, der ganze Optimismus der Frühaufklärung, diesen Überzeugungen die leuchtenden Farben. Dieser seelische Hintergrund ist unverkennbar. Aber man ist zur Tat angetreten, und das ist entscheidend!

Böhme ist von Ziegenbalg begeistert. Aufschlußreich für sein ökumenisches Denken und für die Wendigkeit, sich den wechselnden Verhältnissen und dem Lokalkolorit anzupassen, ist sein „The Epistle Dedicatory“ (sein Vorwort). In glänzender Weise versteht er sofort die Aufmerksamkeit der englischen Leser zu erregen. Setzt er doch mit den schwungvollen Worten ein: „Various and Wonderful has been the Revolution of the Christian Religion since its first Rise and Foundation.“

Unwillkürlich wird der Engländer an die „glorreiche Revolution“ von 1688 erinnert. Unverkennbar malt Böhme mit Farben, die

gesättigt sind mit den geschichtlichen Erfahrungen und dem Erleben der jüngsten englischen Geschichte. Das Schattenbild der raschen Überfahrt Wilhelms III. von Oranien von Holland nach England, die dem Spuk einer katholischen Restauration ein jähes Ende bereitet, taucht hinter den Zeilen auf und verleiht den Worten Böhmes Kraft und Eindringlichkeit. So triumphiert das Evangelium. „All Rational Inferences and Conclusions falling infinitely short of the mysterious Depths in the Oeconomy of Providence.“ Man muß den englischen Text im Ohr haben, um den ganzen Schwung zu spüren, der in Böhmes Worten liegt.

Hat nicht das englische Volk die plötzliche Wendung im Jahre 1688 ähnlich erlebt? Immer, wenn die Religion scheinbar in eine tiefe Ebbe geraten ist, bereitet sich schon geheimnisvoll eine neue Flut vor, die das Schiff der Kirche wieder flottmacht, meint Böhme.

Mag auch die Fortschrittsstimmung der Zeit, die die tragischen Verkettungen und dunklen Rätsel der Geschichte zu leicht zu nehmen droht, hier der seelische Hintergrund sein, es ist doch die gleiche Stimmung, die Luthers reformatorische Kampfschriften durchzieht. Vernunft und Liebe vermögen, wenn sie nur entschlossen sind, viel Elend auf der Welt zu beseitigen in religiösen und zwischenmenschlichen Verhältnissen.

Böhme nimmt in seiner Vorrede alle die Stimmen der Zeit auf. Ungescheut verbindet er seine ökumenischen Gedanken einer Dienstpflicht aller christlichen Völker mit nationalenglischen Klängen. „Und so mögen sich die britischen Eroberungen über die ganze Welt ausbreiten, solange ihr noch neuen Zuwachs für das Königreich Christi gewinnt *und nicht für euch selbst*, sondern für Ihn erobert!“ Aus kleinstaatlich begrenzten und beklemmenden Verhältnissen kommend, hat hier Böhme, selbst mit einem aufstrebenden Bürgertum in die Freiheit drängend, den Ton angeschlagen, den das britische Volk sofort verstanden hat. Nimmt es doch in dieser Zeit einen mächtigen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung, dehnt seinen Handel und seinen politischen Einfluß im Wettlauf mit Frankreich bis in ferne Erdteile aus und steht unter dem berauschenden Eindruck eines nationalen Siegeslaufes.

Einer nationalistischen Selbstherrlichkeit wird nicht nachgegeben. Völker und Staatsmänner sollen vielmehr als Handlanger und Werkzeuge für das irdische Bauen der civitas Dei in die große Reich-Gottes-Strategie eingespannt werden. Der Pietismus, das Erweckungschristentum, ist kirchlich, sozial, selbst vom soziologischen Gesichtspunkt aus, als Opposition aufgekommen. Die kirchen- und sozialkritische Haltung liegt ihm im Blut. Die

Geschichte des weißen Mannes in der Welt wird erst richtig gezeichnet, wenn neben den dunklen Erscheinungen, neben der Ausbeutung der Kolonialvölker und der Diskriminierung anderer Rassen, die sich auch in der Behauptung, daß die Farbigen keine Seele besitzen, und in Missionsfeindlichkeit ausgetobt hat, die stille Gegenarbeit der christlichen Missionare respektvoll und sachlich zur Kenntnis genommen und eingearbeitet wird.

Bartholomäus Ziegenbalg leitet mit seiner indischen Arbeit das evangelische Missionszeitalter ein und bahnt den Weg zur Ökumene der Völker aller fünf Erdteile. Am Anfang dieser Entwicklung wird eine Haltung proklamiert, die freibleiben soll von jeder Verquickung kolonialer und missionarischer Ziele. Eine von aufbauenden christlichen Kräften erfüllte Völkerwelt, die in „Harmonie“ und in „Bruderliebe“ — den Sehnsuchtsworten der Zeit — sich eint, ist das Fernziel.

Mit hymnisch gesteigerten Worten stimmt Böhme ein: „Die Erkenntnis Christi wird zuletzt das Angesicht der ganzen Erde bedecken wie die Wasser die See, und alle Welt wird erfüllt sein von der Majestät seiner Glorie, bis der Glaube wieder auf der Erde aufblühen wird und Gerechtigkeit und Friede einander umarmen, nicht allein sie, sondern all die göttlichen Tugenden und Grazien einander begegnen in einem Volk, das geboren werden soll in diesen letzten Tagen, die der Herr und kein Mensch herbeiführen wird.“

Das ist die Zuversicht, die hinter den ökumenischen und missionarischen Plänen zu Beginn des 18. Jahrhunderts steht, für die Spener in einem im Erweckungschristentum zu kanonischem Ansehen aufrückenden Büchlein: „Behauptung der Hoffnung künftiger besserer Zeiten“ (1693) eine biblische Begründung geliefert hat.

Das englische Manuskript zeigt Böhme, ehe er es dem Druck übergibt, seinen englischen Freunden, die sich in den beiden großen Gesellschaften, den Sammelbecken kirchlicher Laienaktivität, zusammengefunden haben. Die meisterhaft gelungene Einleitung Böhmes, von der wir einen Eindruck zu verschaffen suchten, und das Außerordentliche in den Nachrichten Ziegenbalgs mußten zünden und zündeten auch.

Die lebhafteste Zustimmung, die Böhme findet, veranlaßt ihn, dem Vorwort eine Abhandlung „Preliminary Discourse concerning the Character of a Missionary“, die er schnell noch schreibt, anzufügen. Auch sie bedarf einer kurzen Darstellung, da hier der feinsinnige Kenner der ökumenischen Gedanken innerhalb der Kirche von England ebenfalls den Ton anzustimmen vermag, der Resonanz findet. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf den traurigen Zustand der

morgenländischen Kirchen, die einst doch so blühten. Bei einer solchen Einleitung findet er sofort Gehör. In scharfem Konkurrenzkampf mit Frankreich ist England in den orientalischen Handel eingedrungen. Die kommerziellen Beziehungen schaffen kirchliche Berührungsmöglichkeiten. Durch ihre Bischofsverfassung und die apostolische Sukzession weiß sich die Kirche von England mit den bischöflich verfaßten morgenländischen Kirchen verbunden. Die Kollektenreisen orientalischer Würdenträger in England bahnen mannigfache persönliche Beziehungen an. Selbst Böhme vermittelt bei der Königin Anna Unterstützungsbeiträge für orientalische Bischöfe. Der Hofprediger muß weitgehende persönliche Beziehungen zu Würdenträgern der orientalischen Kirche besessen haben, denn er hat zeitlebens eine ausgedehnte Korrespondenz mit diesen Kirchenhäuptern pflegen können. Er ist nicht umsonst der engste deutsche Freund Ludolfs und spätere Verwalter von dessen schriftlicher Hinterlassenschaft. Böhme weiß bei der Ausgabe eines neugriechischen Neuen Testamentes, die Ludolf besorgt, finanzielle Mittel zu beschaffen. Das gilt auch für die Ausgabe des arabischen Neuen Testamentes (1724/25) und für den Druck der armenischen Bibel, der in Holland erfolgt. Das sind achtungerweckende Bemühungen um die orientalischen Kirchen!

Jedenfalls ist Böhme schon durch Ludolf über den inneren Zustand der orientalischen Kirchen gut unterrichtet, wenn er in seinem Manuskript nun Parallelen zur kirchlichen Lage in Europa zieht. Von den sieben Sendschreiben in der Offenbarung Johannes geschickt ausgehend, zeigt er die inneren Gründe für den Niedergang der orientalischen Kirchen. Der Mangel an „allgemeiner Liebe“ zu *allen* Christen, das Verlassen der ersten Liebe, die Zertrennung der Kirche in verschiedene Sonderkirchen, die daraus notwendig folgt, haben diese Kirchen vor dem Islam unglaublich gemacht und ihren trostlosen Zustand, ihren unaufhörlichen zahlenmäßigen Rückgang herbeigeführt.

Gottfried Arnold, der zu den Paten des einzigen Sohnes August Hermann Franckes zählt, hat in seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“, die 1699 erschienen ist, nicht anders geurteilt. Böhme überträgt diese Beurteilung, die vor Gottfried Arnold schon Veit Ludwig von Seckendorff in seinem ökumenischen Vermächtnis ausgesprochen hat, das Ludolf kennt, nach *England*. Und zwar sehr wirksam, wie wir noch sehen werden.

Nach dieser Skizzierung wendet sich Böhme unmittelbar an die europäische Christenheit. *Tua res agitur!* Der Orthodoxismus ist die Gefahr Europas. Denn er hat über dem trotzig-vermessenen

Willen, im Dogmenstreit und theologischen Gezänk recht zu behalten, vergessen, daß die Kirche „Leib Christi“ ist. Auch die apostolische Kirchenform mit dem Bischofsamt bedeute keine Schutzmauer. Der unerbittliche Spiegel für alles innere Leben einer Kirche sei ihr Wille zur Bruderschaft.

Aus diesen Vorbetrachtungen ergeben sich die notwendigen Eigenschaften evangelischer Heidenmissionare. „This Spirit of Love is doubtless the *first* Qualification towards a sincere Missionary.“ Diese „allgemeine Liebe“ zu *allen* Christen soll verhüten, daß das Unglück konfessioneller Gereiztheit nach Indien übertragen werde. Die christliche Religion möge in ihrer ursprünglichen Weite und nicht in ihrer späteren notvollen Verengung ausgebreitet werden, damit in Indien eine „Catholic Church“ entstehe, die frei von dem geschichtlichen Ballast europäischer Kirchengeschichte ihre Sendung erfülle. Es ist zu wenig gesagt, wenn an die Stelle konfessioneller Intoleranz eine Toleranz tritt. Es geht dieser Generation, für die hier Böhme spricht, um *societas*. Sie sucht von innen her die Trennung zwischen den verschiedenen Kirchentümern zu überwinden und trachtet deren Übertragung auf Missionsneuland von vornherein zu verhindern³².

Böhme schreibt am 9. Januar 1709 an die ihm persönlich noch unbekannten Missionare in Indien und reist dann nach Deutschland. Die englische Ausgabe der Missionsnachrichten Ziegenbalgs muß vor seiner Reise herausgekommen sein.

Während Böhme in Deutschland weilt, tut das Buch in England seine Wirkung. Das von dem lutherischen Hofprediger entworfene Programm findet innerhalb der Religious Societies begeisterte Anerkennung. Es bilden sich aktive Laiengruppen, die bereits für das Werk in Indien Kollekten zu veranstalten beginnen. Wenn sie dabei auch im eigenen Mitgliederkreis bleiben, so beweisen sie doch viel Tatkraft.

In einer Versammlung der SPG spricht sich die Majorität offiziell für eine Unterstützung des indischen Missionswerkes aus, nachdem man die Veröffentlichung Böhmes mit einer Widmung an die Gesellschaft angenommen hat. Die Missionsbegeisterung erfaßt auch die Mitglieder der SPCK, die schließlich der SPG die indische Aufgabe abnimmt. Man geht trotzdem sehr bedächtig vor und zieht erst in Indien über die Missionare Erkundigungen ein, die im Juli 1710 einlaufen.

Es kommt so am 7. September 1710 zu einer denkwürdigen Sitzung der SPCK, die den Anfang einer organisierten ökumenischen Zusammenarbeit mit Halle, der geistigen Heimat der ersten Indien-

missionare, und mit der dänischen Aussendungsbehörde in Kopenhagen herstellt. Alle kritischen und zögernden Stimmen sind überwunden worden, die den Kriegszustand mit Frankreich als Hinderungsgrund vorschoben. Auch der Einwand, daß ein Missionswerk doch die Angelegenheit der regierenden Fürstenhäuser sei, wird mit einer Begründung zurückgewiesen, die für den Geist, der in den aktiven Laienkreisen der Kirche von England herrscht, aufschlußreich ist. „Ist ein Werk aus Gott, so muß es auf eigenem Grund stehen. Wer hat den Aposteln bey ihrer Pflanzung des Evangelii von Kaisern und Königen beygestanden?“ Wenn Gott auch unter den Regenten seine Werkzeuge finde, so sei er doch nicht schlechthin an sie gebunden.

Man geht zielbewußt vor. Die beiden „königlich dänischen“ Missionare Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau werden zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt. Dieselbe Ehre widerfährt den drei einzigen englischen Predigern in Indien, die in Madras, Kalkutta und Bombay stationiert sind. Sie werden gebeten, mit den Missionaren Freundschaft zu pflegen. Reiche Büchersendungen sollen zugleich ihren Dienst unter den Kolonial-engländern wirksam unterstützen. Für die von einem missionsfeindlichen dänischen Kommandanten in Trankebar schwer bedrängten Missionare erweist sich die Berufung in die einflußreiche englische Sozietät als ein Prestigegewinn von unabsehbarer Bedeutung.

Weittragende Folgen bringt ein neuer Schritt der SPCK. Sie wendet sich über ihre Freundeskreise an die englische Öffentlichkeit und fordert sie auf, Spenden für die indische Mission einzuzahlen. Ein „Circular Letter“ wird gedruckt. Dieser „Circular Letter“ wird in London durch die Religious Societies, in den übrigen Teilen des Landes durch die Freunde und Förderer der vielen Charity-Schulen und durch die korrespondierenden Mitglieder der Gesellschaft verteilt.

Das Echo ist überraschend stark. Mit einer persönlichen Spende von 150 Talern steht der Erzbischof von Canterbury voran. Aus zwei Colleges der Universität Cambridge gehen durch Vermittelung von Chamberlayne 235 Taler ein. Binnen weniger Wochen verfügt man bereits über 2000 Taler. Es bildet sich ein „Malabarischer Ausschuß“, der in den kommenden Wintermonaten des Jahres 1710/11 wöchentlich, im Januar des Jahres 1711 fast täglich zusammenkommt.

In einer überraschenden Vollständigkeit sind die Anregungen Ziegenbalgs angenommen worden. Hat man zuerst nur an eine

Unterstützung der Charity-Schule in Trankebar gedacht, so wird in dem ersten Zirkularschreiben bereits die Drucklegung des portugiesischen Neuen Testaments in Aussicht gestellt. Das Portugiesische dient als Verkehrssprache Asiens, und so leuchtet die Wichtigkeit einer solchen Bibelausgabe schnell ein. Man geht aber noch weiter. Unter dem Eindruck der rasch und reichlich eingehenden Missionsgaben faßt man bereits am 28. November 1710 den Beschluß, eine vollständige Buchdruckerei mit lateinischen Lettern nach Trankebar zu geben. Es findet sich in dem Lehrer Jonas Finck an einer deutschen Schule in London eine Kraft, die sich in einer Kurzausbildung für die Leitung einer Buchdruckerei in Indien vorbereitet. Tragischerweise stirbt dieser prächtige Mann, der wegen seiner Kenntnisse und seiner tiefen Frömmigkeit einen ausgezeichneten Ruf besaß, auf der an abenteuerlichen Zwischenfällen reichen Überfahrt nach Indien. Zu einer zweiten Aussendung ist es nicht mehr gekommen. Denn inzwischen hat sich Francke beeilt, eine Druckerei mit tamulischen Schriftzeichen zusammenstellen zu lassen, die er in Halle zusammenpacken und durch drei Buchdrucker nach Indien begleiten läßt.

Die in Trankebar aufgestellte Druckerei gibt freilich mittelbar Anlaß zu einem heftigen Zusammenstoß, dessen gefährliche Folgen noch rechtzeitig abgelenkt werden können. D. Thomas Tenison, der heißblütige Primas der Kirche von England, blättert — es ist gegen Ausgang des Jahres 1713 — in dem portugiesischen Schulbüchlein der Trankebarer Missionare. Empört stellt er fest, daß das Bilderverbot beim Dekalog weggelassen ist. Man muß wissen, wie man damals in der Kirche von England über die lutherischen Theologen dachte. Das letzte schwere Ärgernis hatten die lutherischen Theologieprofessoren der Helmstädter Universität gegeben. Hatten die Helmstädter es doch im Jahre 1705 fertiggebracht, den Übertritt der Enkelin des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zur katholischen Kirche theologisch zu begründen. Dieses lutherische Gutachten sah doch wirklich wie eine bestellte Arbeit aus, die man von Staatsprofessoren erwartete, die sich der Staatsräson beugten und auftragsgemäß den Unterschied zum Katholizismus verharmlosten.

Die gleichen lutherischen „Schriftverstümmler“ wittert Tenison auch bei der Auslassung des Bilderverbotes am Werk. Ausgerechnet das für ein polytheistisch verseuchtes Heidentum nötige Bilderverbot wird unterschlagen! Tenison poltert. Ein ganzer Fragenkomplex kommt ins Rollen. Man war sich doch mit allen Missionsfreunden, mit der weiten europäischen Missionsgemeinde darin

einig, daß in Indien nicht eine Filiale abendländischen Kirchentums entstehen sollte. In der dänischen lutherischen Ortsgemeinde in Trankebar stand ja das abschreckende Beispiel eines erstarrten Konfessionalismus vor aller Augen. Darin waren sich die Anglikaner in England, die Puritaner in Nordamerika, die Reformierten in Holland und in der Schweiz, die Lutheraner in Deutschland und Skandinavien, die das indische Werk unterstützen, einig, daß das Neue, was draußen entstehen sollte, niemals ein Ableger europäischen Konfessionalismus, sondern eine indische Kirche mit indischen Zügen werden sollte. „Wahre Christen solle man gewinnen, nicht aber das Luthertum propagieren. Welche Autorität besitze denn der völlig unbekannte Name Luthers in Indien, daß man ihn im Katechismus erwähne?“ So fragt man nun erregt. Bei einer Aussprache in einer Versammlung der SPCK geht es lebhaft zu. Kaum daß die ökumenische Zusammenarbeit aufgeblüht ist, scheint sie ein schwerer Schatten zu belasten. In Europa, meint man, und diese Stimmen sind kennzeichnend für eine weitverbreitete, vielleicht sogar schon gemeineuropäische Stimmung, beeile man sich, die konfessionellen Zänkereien auszutreten. Und nun fange dieser Tanz in Indien von neuem an! Selbst der Hofprediger Böhme gibt den indischen Missionaren zu bedenken: „So ihr anders von anderen Nationen darin wünschet sekundiert zu werden, müßt ihr sehr vorsichtig sein.“

Interessant ist in diesem Zusammenhang Leibnizens Meinung, auch wenn sie nicht auf diesen konkreten Anlaß zugespitzt ist. „Ich möchte betrieben haben, daß die Völker, deren allgemeines Wohl uns am Herzen liegt, von den konfessionellen Unterschieden der Christen keine Kenntnis erhalten, zumal ja in den Hauptpunkten des christlichen Glaubens eine derart weitgehende Katholizität besteht, daß das verständnisvolle Ergreifen derselben zum Heil jener Völker völlig genügt.“

Die Entspannung sucht und findet in dieser kritischen Situation der lutherische Hofprediger. Die Missionare sollen die Übung in der lutherischen Hofkapelle in London übernehmen. In ihr werden die 10 Gebote ohne besondere Einteilung in ungekürztem biblischem Wortlaut nach Exodus 20 zitiert. Er erinnert an die lutherische Kirche in Straßburg, die das Bilderverbot wie die calvinistische Kirche als 2. Gebot führe. Soweit brauchen sie nicht einmal zu gehen. Jedenfalls habe die lutherische Kirche hier, frei von aller Gesetzlichkeit, einen Spielraum, ohne den Bekenntnisstand zu berühren. Um des gemeinsamen Anliegens der europäischen Missionsgemeinde willen möge man nicht an dieser nebensächlichen Frage

hängenbleiben gegenüber anderen, die ein viel schwereres und grundsätzliches Gewicht besitzen.

In diesem Sinn antworten schließlich die indischen Missionare am 27. September 1714. Es komme ihnen auf die Pflanzung einer „Universalkirche“ in Indien an. Aber angesichts der zahllosen Katholiken unter den Eingeborenen könnte nicht auf eine Darstellung der Reformation und auf die Namen Luthers und Calvins verzichtet werden, ohne „daß ihre Schüler viel mehr als die Namen der Reformatoren wüßten“.

Auf diese Erklärung hin tritt eine allgemeine Entspannung ein. Man sieht ein, daß man bisher doch recht dilettantisch gesprochen hat. Böhme erwähnt eine namenlose Stimme innerhalb der SPCK. „Laßt denn syn! Es ist doch besser, daß die Heyden Lutheraner werden, als daß sie Heyden bleiben.“ Die SPCK gibt sich damit zufrieden, daß durch die Missionare eine „lutherische Kirche“ in Indien gegründet wird, die aber geprägt ist von dem Wissen um die Universalkirche, um den Leib Christi, und die deshalb ihre Glieder zur *allgemeinen* Liebe erzieht. Sie glaubt den Versicherungen der Missionare, daß in der neuen Kirche der 3. Glaubensartikel so stark betont wird, daß darüber das Konfessionelle alle verletzende Schärfe und Aggressivität verliert und der Bruderschaftsgedanke verwirklicht wird. Da die Missionare dafür den Beweis liefern und nachdem man sich einmal gründlich ausgesprochen hat, ist es bei dieser ersten und einzigen kritischen Auseinandersetzung geblieben!

In den verschiedenen Sendschreiben, in denen sich vom 4. Januar 1711 an, also schon vor diesem Zusammenstoß, die SPCK an die Missionare wendet, klingt ein Gedanke immerwährend an. „Denn gleichwie die wahre Kirche unseres Heilandes ein Leib ist, der aus vielen Gliedern besteht, deren Herr und Haupt er selbst ist, so den ganzen Leib, ja sogar einen jeden Teil desselben mit voller Lebenskraft beseelt und mit ständigem Zufluß von geistlichen Kräften stärkt, so kann auch ein jedes Glied dieses Leibes nicht anders als sich aufs innigste freuen, wenn es wahrnimmt, daß der ganze Leib zu einem vollkommenen Maß des Alters Christi wächst. Nicht weniger wird sich jedes lebendige Glied freuen, wenn es hört, wie die gleichsam verdorrten Glieder der Heiden durch den Hl. Geist wiederum zum Leben bewegt werden.“

Unter der Schirmherrschaft ihres Erzbischofs von Canterbury spricht hier die aktive Laienschaft der Kirche von England ihre ökumenische Überzeugung aus. Die wahre Kirche, die nicht mit einer einzelnen Konfession identisch ist, kann nur geglaubt werden.

Sie ist immer da. Die auffällige Betonung des Hl. Geistes, der allein lebendig macht und Herzen überwinden kann, der zur Bruderschaft führt, liegt in der Linie des Kampfes und der Absage an allen Orthodoxismus. Mit der Bitte, in der allgemeinen, in der katholischen Liebe zu bleiben, die alle Kinder Gottes in den Konfessionen sucht und umspannt, klingen die Ermunterungsschreiben jedesmal aus.

Die Kirche von England bleibt auch hier „ihrem Genius“ treu, ihrem Anspruch, Brückenkirche zu sein als Rettung vor Intoleranz, Orthodoxismus, leeren Dogmen, vor lehrhafter Verengung der christlichen Existenz, als echte Ermöglichung eines schöpferisch gedachten Kompromisses. Immer bleibt sie beseelt von der Überzeugung, die *via media* zwischen den sogenannten Reformatoren und der alten Kirche zu sein. Immer ist sie erfüllt von dem Bestreben, alle Arten christlichen Denkens zu umfassen, ohne in der Lehre exklusiv zu wirken. Zugleich aber ist sie um keinen Preis bereit, die Bischofsverfassung, die apostolische Sukzession und andere Elemente altchristlicher Überlieferung preiszugeben.

Dieser Geist prägt alle Glieder der anglikanischen Kirche, die sich ihr mit Bewußtsein hingeben. Die Stimme dieser Kirche, die immer den Anspruch erhoben hat, *Völkerkirche* zu sein, klingt uns in der Sprache der SPCK entgegen.

Der Anglikaner und der lutherische Pietist stehen hier erstmalig in einer ökumenischen Arbeitsgemeinschaft nebeneinander. Die anglikanische Kirche trägt das Anliegen in sich, die Geschichte, die Gott in den Jahrhunderten der Kirche auferlegt hat, gehorsam zu bejahen, um ihren Ertrag festzuhalten. Sie ist von hohem geschichtlichem Bewußtsein erfüllt. Doch die anglikanische Kirche als „Heiligungskirche“ und der Pietismus als „Heiligungsbewegung“ können miteinander bekennen, daß sie unfertig, daß sie noch auf dem Wege sind. Beide Ausprägungen christlicher Existenz wollen auf die göttliche Führung achten, hier von der Kirche, dort mehr vom Individuum aus.

So vermögen zwei Frömmigkeitsrichtungen tatsächlich von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her eine ökumenische Atmosphäre zu schaffen, die weder erdrückend pietistisch noch erdrückend anglikanisch ist. Alle praktischen Verwirklichungsmöglichkeiten der ökumenischen Arbeitsgemeinschaften sind von hier aus zu verstehen, auch ihre Langlebigkeit bis zum Erlahmen des halleschen Pietismus.

Der am 19. Januar 1716 in der großen Jahreshauptversammlung der SPCK gegebene Jahresbericht bietet einen gewissen Höhe-

punkt der bisherigen Entwicklung. Es ist tatsächlich Zug um Zug gegangen. Bereits 1711 ist man sich mit den Missionaren einig, daß man möglichst an allen englischen Plätzen des Landes Charity-Schulen für die indische Jugend gründen müsse. Hier zeige sich der beste Weg, um zu christlichen Gemeinden zu kommen. Ein Jahr darauf liegen die in Holland gedruckten portugiesischen Neuen Testamente für Indien vor. Von den Missionaren eingegangene Briefe werden von der SPCK in Druck gegeben und mit den neuen weitgreifenden Plänen der Gesellschaft, die eine Ausdehnung der Missionsarbeit auf ganz Indien zum Ziel haben, in einem Zirkularschreiben zusammengefaßt. Aus reichen Kollektenerträgen vermag sie für die in Trankebar geplante Missionshochschule kostbare mathematische und astronomische Instrumente zur Verfügung zu stellen. Böhme fordert die gründliche Ausbildung der künftigen Missionare in medizinischen und mathematischen Fächern und erinnert an die Missionserfolge der Jesuiten durch ihre *propagatio fidei per scientias*. So könne man den alten Kulturvölkern Indiens ein echtes Interesse an der christlichen Lehre abgewinnen.

Die SPCK versucht gleichzeitig, die englischen Kolonialgemeinden in Indien missionarisch zu aktivieren. Leihbibliotheken für die Europäer in Indien werden gegründet und mit christlichem Lese-stoff in den europäischen Hauptsprachen versorgt. Mit den süd-indischen Gouverneuren der Ostindischen Handelsgesellschaft verhandelt die SPCK erfolgreich über ein Schutzverhältnis, das sie den in der dänischen Kolonie hart bedrängten Missionaren gewähren soll, um ihre Übersiedlung in englisches Gebiet vorzubereiten. Sehr nachdrücklich wird dieser Schriftwechsel von drei anglikanischen Bischöfen, von sieben Parlamentsherren, von sämtlichen königlichen Hofpredigern und von anderen hochgestellten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens persönlich unterzeichnet. Damit ist der Rahmen abgesteckt, in dem sich die Mitarbeit der SPCK und anderer Gruppen der anglikanischen Kirche im großen und ganzen hundert Jahre hindurch in Indien vollzieht. Die SPCK, die sich in England vorwiegend auf die Schul- und Schriftenmission konzentriert, sieht auch hier ihre Hauptaufgabe in Indien. Durch den Schutz, den sie den Missionaren vermittelt, ermöglicht sie erst die folgenreiche Ausdehnung der Küstenmission ins Inland Indiens. Die Ostindische Handelsgesellschaft aber wird nachdrücklich auf ein missionsfreundliches Verhalten gegenüber der halle'schen Mission festgelegt, das sie auch trotz der später zunehmenden öffentlichen Gegenstimmung in Europa nie wieder zu ändern wagt. Diese ganze Entwicklung spiegelt sich in dem stolzen Jahresbericht

vom 19. Januar 1716 wider. Es ist ein geschichtlich denkwürdiges Zusammentreffen, daß wenige Tage vor dieser Festversammlung der große Missionar Bartholomäus Ziegenbalg in London erscheint. Die kritischen Engländer versteht er in einer Ausschußsitzung der SPCK durch eine glänzende lateinische Rede zu fesseln. Diese wahrhaft ökumenisch geprägte Persönlichkeit hinterläßt auf den neuen Erzbischof von Canterbury D. William Wake einen tiefen Eindruck. Es kommt zu einer Begegnung beider Männer. D. Wake ist fortan ein treuer Freund indischer Missionsarbeit und bewährt später in kritischen Zeiten die Zuneigung und Verehrung, die er diesem Zeugen schenkt. Audienzen bei dem neuen König Georg I. von England aus dem Hause Hannover, beim Bischof von London und anderen führenden englischen Persönlichkeiten festigen das Band.

Durch diese Erfahrungen ermutigt, vermag Ziegenbalg sehr rasch Charity-Schulen für arme europäische Kinder und schließlich 1717 für tamulische Kinder in Cuddalore und Madras zu eröffnen. Nunmehr konzentriert sich das Bemühen der SPCK darauf, dänisch-hallesche Missionare für diese indischen Städte zu gewinnen, in denen tamulische Charity-Schulen angesetzt werden sollen. Diese neuen Missions- und Schulstationen auszustatten und die Gehälter der Missionare und Katecheten zu übernehmen ist von da ab ihre jedes Jahr neu zu lösende Aufgabe.

Die Zeit für große Missionsaufrufe in der englischen Öffentlichkeit scheint bald vorübergegangen zu sein. 1718 läßt die SPCK nochmals Missionsbriefe drucken. Es ist jedoch die letzte selbständige Missionsveröffentlichung der SPCK. Wenn auch in den jährlichen Zirkularschreiben an die Mitglieder immer „Some Account of the Protestant Mission to East-India“ angeführt werden.

Und doch ist alles, was die Sozietät in einer Zeit, in der das religiöse Leben Englands auf einen Tiefpunkt absinkt, noch für die Mission tut, beachtenswert genug. Das Drängen der englischen Ostindien-Kompanie nach nationalenglischen Kräften für das Missionsschulwesen in Indien kann sie nicht erfüllen. „Im indischen Haus in London heißt es immer, warum schickt ihr keine Engländer?“ Denn schon 1711, mitten im vollsten Missionseifer, klagt die SPCK den Missionaren gegenüber, daß der Mangel an geeigneten Mitarbeitern in Europa durch den fortschreitenden Verfall des Christentums und die Einbuße an christlicher Aktivität immer bedrohlicher werde.

Es ist das Verdienst Franckes, daß keine Krisen eingetreten sind. Jedesmal, wenn England sich nach neuen Mitarbeitern umsieht,

versteht er sie rasch zur Verfügung zu stellen und auf alle englischen Pläne einzugehen.

Alle zukünftigen Missionare werden über London ausgesandt. Sie halten sich dort zur Vervollständigung ihrer englischen Sprachkenntnisse einige Wochen auf. Sie stellen sich der SPCK vor und empfangen durch deren rührigen Sekretär Newman, einen großen Verehrer Franckes und warmen Missionsfreund, ihre Reiseausstattung und viele andere Liebesbeweise. Die Ostindische Handelskompanie nimmt sie fahrgeldfrei auf ihren Schiffen mit. Nur das Kostgeld ist den Kapitänen zu erstatten. So knüpfen sich immer neue persönliche Bande zwischen Halle, London, Kopenhagen und Indien.

Halle aber bewährt sich als eine großartige Pflanzstätte wahrhaft ökumenischer Gesinnung und Haltung. Bei sorgsamer Vermeidung alles dessen, was nach Verwischung konfessioneller Grenzen aussieht, versorgen die Missionare jederzeit die Charity-Schulen der reformierten Holländer in Indien mit eingeborenen Katecheten. Sie weigern sich nicht, verwaisten anglikanischen oder holländisch-reformierten Gemeinden in Indien vorübergehend in Predigtdienst, Seelsorge und Sakramentsverwaltung beizustehen. Ingleicher Treue versorgen sie auch die verstreuten Lutheraner kirchlich, sei es auf Ceylon oder in Südafrika.

Dank dieser Haltung gewinnen die hallesch-dänischen Missionare im 18. Jahrhundert zahllose Missionsfreunde unter den englischen, dänischen und holländischen Kolonialbeamten, unter den Kaufleuten und Militärpersonen, die in Indien weilen. Zehntausende von Talern sind der indischen Mission durch dankbare Kolonialweiße zugeflossen, so daß sie am Ende des 18. Jahrhunderts von dem in der deutschen Heimat langsam versiegenden Gabenstrom unabhängig ist. Die hallesch-dänische Mission leidet dank ihrer ökumenischen Haltung im englischen Gebiet Indiens nicht an einer Finanznot, die dort überhaupt nicht eintritt. Ihr trauriger Niedergang tritt durch den Mangel an Missionaren in einer Zeit ein, in der sich Tausende von Indern dem Christentum zuwenden. Die ökumenische Verbindung der indischen Gemeinden mit England, der frische Zustrom britischer Missionskräfte, die von dort Anfang des 19. Jahrhunderts ausgesendet werden, rettet sie schließlich.

Erst wenn diese Linien ausgezogen werden, ist das Bild richtig gezeichnet. Die eine schwere Auseinandersetzung, die D. Tenison herbeiführt, hat die ökumenische Richtung klar festgelegt, die hundert Jahre hindurch sich als Segen erweist. Franckes Wort, das in einem Dankesbrief an die SPCK im Jahre 1712 geschrieben

steht, hat sich im 18. Jahrhundert bewahrheitet: „Die Nachwelt wird an diesem Beispiel lernen, wie eine Nation der anderen bei der gemeinsamen Sache der Ausbreitung der christlichen Religion helfen kann, wenn sie findet, daß die Deutschen den Dänen und Engländern beigestanden haben.“

Anton Wilhelm Böhme vermittelt alle Postsendungen nach Indien. Die von Indien eingehenden Briefschaften sortiert er und leitet sie weiter. Er erweist sich als ein unentbehrlicher Verbindungsmann nach allen Richtungen und als der treue Freund der indischen Missionare.

Die Londoner Arbeit Böhmcs, die ihn in Verbindung mit Bischöfen der orientalischen Kirchen und den indischen Missionaren gebracht hat, weitet sich nun auch durch neue amerikanische Beziehungen.

